

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31204-7

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf

www.fischerverlage.de.

Über dieses Buch Berlin, 1922. Überschäumende Genußsucht und quälernder Hunger, lähmende Inflation und schwelender Bürgerkrieg, fieberhafte Aktivität von Bankiers und Politikern, explosive Kreativität bei Malern, Musikern, Dichtern, Theaterleuten; Straßenschlachten und Attentate. In diese Atmosphäre gerät der junge Amerikaner und angehende Künstler Peter Ellis aus Philadelphia. Zufällig hatte er in Paris, wo er Malerei studierte, den gleichaltrigen deutschen Fliegeroffizier Christoph Keith wiedergetroffen, dem er als Sanitäter vor Verdun das Leben gerettet hatte, und Keith hatte ihn beredet, mit ihm nach Berlin zu kommen und dort sein Glück zu versuchen. Kein günstigerer Ort auf der Welt, um mit ein paar hundert Dollar sich der Kunst und dem Leben in die Arme zu werfen, als das aufgewühlte Berlin. Der junge Amerikaner beginnt ein Doppelleben, das irgendwann so überraschend endet, wie es begonnen hat.

›Berliner Reigen‹ führt dem Leser in packenden Bildern ein faszinierend-buntes Panorama der Weimarer Republik vor.

Der Autor Arthur R. G. Solmssen, der 1930 in New York geboren wurde, verbrachte seine frühe Kindheit in Berlin und wuchs in Philadelphia auf, wo er heute als Rechtsanwalt praktiziert. ›Berliner Reigen‹ ist sein vierter Roman.

Arthur R. G. Solmssen

Berliner Reigen

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Michael Walter

Fischer Taschenbuch Verlag

Zitate

Alle Brecht-Zitate entnommen der Werkausgabe.

Bertolt Brecht: Gesammelte Werke © Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1967

›Herbsttag^s aus Rainer Maria Rilke: Sämtliche Werke © Insel Verlag, Frankfurt am Main 1955

Harry Graf Kessler: Walther Rathenau. Sein Leben und sein Werk. Verlagsanstalt

Hermann Klemm, Berlin-Grunewald 1928

Harry Graf Kessler: Tagebücher 1918–1937. © Insel Verlag, Frankfurt am Main 1961

Illustrationen

Ernst Ludwig Kirchner: Das Modell. 1924 (Dr. Wolfgang und Ingeborg Henze)

Max Pechstein: Betrunkener Fischer II. 1912 (Museum of Modern Art, New York)

Max Beckmann: Fastnacht. 1922 (Museum of Modern Art, New York)

Käthe Kollwitz: Die Mütter. 1923 (The Busch Reisinger Museum, Harvard University)

Ungekürzte Ausgabe

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,

Frankfurt am Main, März 1986

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

des S. Fischer Verlags GmbH, Frankfurt am Main

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1980 unter dem Titel

›A Princess in Berlin

bei Little, Brown and Company, Boston/Toronto

© 1980 by Arthur R. G. Solmssen

Für die deutsche Ausgabe:

© 1981 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Rambow, Lienemeyer, van de Sand unter

Verwendung eines Aquarells der 20er Jahre ›Innenansicht der Casanova Bar

aus dem Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

1080-ISBN-3-596-28189-x

Prolog: Donnerstag, 15. Juni 1922

Als die Tür sich öffnete, wachte ich auf. Zuerst wußte ich nicht, wo ich war, aber dann sah ich Christoph Keith. Die obere Diele hinter ihm lag im Dunkel, doch unten muß Licht gewesen sein, denn ich konnte sein Gesicht und seinen triefenden Trenchcoat sehen.

»Peter? Bist du wach?«

»Jetzt schon. Was gibt's?« Ich knipste die Nachttischlampe an. Er humpelte schwerfällig ins Zimmer, schloß die Tür und lehnte sich dagegen.

»Wußtest du, daß im Stall ein Wagen abgestellt ist?« fragte er. »Ein Austro-Daimler?«

»Ja, ich glaube, Kaspar hat ihn heute abend hergebracht.«

»Kaspar hat ihn hergebracht? Kaspar kann nicht Auto fahren.«

»Na, dann hat ihn vermutlich der andere Bursche gefahren.«

»Welcher andere Bursche?«

»Hab seinen Namen vergessen. Der ältere Mann, der neulich mit Kaspar hier war, der, den du rausgeworfen hast.«

»Tillessen? Tillessen hat den Wagen hergebracht?«

»Ja, und es war noch ein dritter Mann dabei, aber ich habe nicht mit ihnen gesprochen, hab sie nur vom Fenster aus gesehen . . . Warum fragst du nicht Kaspar?«

»Kaspar ist nicht zu Hause, natürlich nicht.« Christoph seufzte, ging durchs Zimmer, setzte sich in den Korbsessel und stützte sein Gesicht in die Hände. Ich sah, daß sein Trenchcoat durchnäßt war; er mußte von der Straßenbahnhaltestelle hergelaufen sein. Warum hatte er den Mantel nicht ausgezogen, bevor er nach oben gekommen war?

»Was ist los, Christoph?«

Er nahm die Hände von den Augen und blickte mich einen Moment an, ehe er antwortete.

»Peter, ich gäbe alles in der Welt darum, dich da rauszuhalten, aber ich muß dich um deine Hilfe bitten. Einem Amerikaner mag das ziemlich unglaublich erscheinen, aber ein deutscher Offizier lernt nicht unbedingt, Auto zu fahren. In der Armee hatten wir immer Fahrer, seit dem Krieg haben wir natürlich keinen Wagen mehr . . . Ich kann nicht fahren, Peter. Und ohne Schlüssel kein Auto anlassen. Hilfst du mir?«

Als wir durch die riesige dunkle Küche schlichen, flüsterte Christoph: »Einen Moment, ich muß was aus dem Keller holen«, und plötzlich ging das Licht an und Meier stand da, der Butler, kreidebleich, in Hosen mit Hosenträgern über dem Nachthemd, zielte mit einem uralten Kavalleriekarabiner: »Was ist los, Herr Oberleutnant?«

Ein gezischter Befehl scheuchte den alten Mann rückwärts die Küchentreppe hoch, und Christoph stieg ins Kellergeschoß hinunter. Solange er unten war, überlegte ich mir, was wir brauchen würden. In einer Schublade fand ich ein kurzes, scharfes Schälmesser, und vom Herd nahm ich eine Schachtel Streichhölzer mit. Christoph stieg die Küchentreppe wieder hoch. Er trug einen Vorschlaghammer.

Es war ein großer, teurer Wagen, und er roch nach Leder. Ich lag auf dem Rücken unter dem Steuerrad, während mir Christoph mit Streichhölzern leuchtete. Ich hatte nie vorher einen Austro-Daimler gesehen, deshalb brauchte ich sechs Streichhölzer, um die richtigen Drähte zu finden. Ich kappte sie.

»In Ordnung«, sagte ich und klemmte mich hinter das Lenkrad.

»Kannst du ihn starten?«

»Glaube schon.«

»Bitte, mach' so wenig Lärm wie möglich und laß die Scheinwerfer aus, bis wir draußen auf der Straße sind.«

Bremse los, Kupplung raus, Handgashebel, Choke . . . Ich beugte mich hinunter und verdrillte die Kabel fest miteinander. Kein Schlag, keine Funken, der noch warme Motor drehte und kam. Behutsam ließ ich die Kupplung kommen, und wir rollten aus der trockenen Dunkelheit des

Stalls hinaus in die strömende Dunkelheit der Nacht. Ich steuerte mit einer Hand, kippte mit der anderen Schalter um, versuchte, den Scheibenwischer anzustellen.

Jagdschloß Grunewald, stand auf dem Schild. Einfahrt Verboten!

»Ist da eine Kette vorgespannt?« fragte ich und blinzelte durch den Regen.

»Nein«, sagte Christoph. »Deutsche befolgen Schilder. Fahr in den Hof und bieg dann scharf rechts ab.«

Unsere Scheinwerfer strichen über die dunkle leere Jagdhütte, als ich über den Kopfsteinpflasterhof in eine Art Reitweg einbog.

»He, der ist nicht gepflastert«, sagte ich und schaltete in den ersten Gang zurück. »Das ist nur Sand. Wir könnten steckenbleiben.«

»Fahr so weit wie du kannst.«

Ein tiefer Kiefernwald. Bei jeder Linkswindung des Pfads konnte ich die neblige Seeoberfläche sehen, die unsere Scheinwerfer reflektierte.

»Gut, noch ein paar Meter, dann teilt sich der Weg«, sagte Christoph und lehnte sich vor, um durch die Scheibenwischer zu spähen. »Du nimmst den rechten, der vom See wegführt.«

»Christoph, würdest du mir bitte verraten, was wir hier tun?«

»Besser nicht . . . Da ist die Gabelung! Gib Gas, jetzt geht's bergan.«

Ich war überzeugt, wir würden steckenbleiben. Dieser neue Pfad war kaum breit genug für den Wagen, der zwischen dicken Strauchwerkmauern den Berg hochrumpelte.

Als wir oben ankamen, sagte mir Christoph, ich solle auf eine Barrikade achten; eine Sekunde später enthielten unsere Scheinwerfer einen Haufen gefällter Baumstämme, der den Pfad blockierte.

»Stop«, sagte Christoph. »Stell den Motor ab, aber laß das Licht brennen.« Er öffnete die Tür, stieg aus und ging vorne um das Auto herum. Ich sah, daß er den Vorschlaghammer trug. Ich beugte mich nach unten und riß die Zündkabel auseinander. Der Motor blieb stehen – und die Lampen gingen aus. Das einzige Geräusch machte jetzt der Regen, der durch die Blätter plätscherte.

»Tut mir leid«, sagte ich. »Ich glaube, die Scheinwerfer hängen an der Zündung mit dran. Soll ich die Drähte wieder kurzschließen?«

»Nein, nicht nötig. Bring die Streichhölzer. Sie liegen auf dem Sitz.« Ich kletterte aus dem Wagen und sah, daß er den Schnappriegel aufgeklappt und die Motorhaube geöffnet hatte.

»Mach ein Streichholz an und halte es hier rüber, bitte.« Ich riß ein Streichholz an und schaute auf den freiliegenden Motor.

»Geh ein bißchen nach links, bitte«, sagte Christoph, und als ich es tat, hörte ich wie er zurücktrat und grunzte, und dann ließ er den Hammer mit einem gewaltigen, über dem Kopf ausgeholten Schwung auf den Motor krachen. Er zerschmetterte den Luftfilter und zermalmte den Vergaser, und plötzlich roch die Luft nach Benzin. Ich warf das Streichholz auf den Boden und trat es aus.

»Keins mehr anzünden«, sagte Christoph.

»Keine Sorge!«

»Geh etwas zurück, es reicht noch nicht.« Erneutes Grunzen in der Dunkelheit, ein weiteres, dröhnedes Krachen hallte durch den Wald – und diesmal hörten wir das Zischen von ausströmendem Dampf. Wasser klatschte auf den Sand. Er hatte den Motorblock geknackt.

Ich spürte, wie er im Dunkeln auf mich zukam. Er atmete heftig.

»Du denkst, ich bin verrückt, nicht wahr? Vielleicht bin ich das.«

»Ich denke, du willst nicht, daß irgendwer diesen Wagen benutzt.«

»Ja, das stimmt.« Er legte mir die Hand auf die Schulter. Sein Arm zitterte. »Du bist ein echter Freund, Peter. Ich danke dir. Und ich hoffe, du bekommst deswegen keine Scherereien.«

»Ich könnte dir helfen, wenn du mir endlich sagen würdest, was eigentlich los ist.«

»Ich fürchte, du findest noch früh genug raus, was los ist. Und jetzt sieh mal zu, wie weit du den Hammer hier in die Büsche werfen kannst, und hol mir meinen Stock aus dem Wagen. Wir haben einen langen Weg durch den Regen vor uns, ehe die Sonne aufgeht.«

Erstes Buch
Wie ich dorthin kam



Paris 1922

Ich ging nach Berlin, weil es billig war. Eigentlich begann die Reise in Paris, an jenem Abend, als mich der Anwalt meines Vaters zu sich zitierte.

Nein, das ist nicht fair. Er zitierte mich nicht zu sich. Er schickte mir vielmehr per Rohrpost eine heitere Einladung zum Dinner im Grand-Véfour.

Grand-Véfour, ein herrliches Lokal: Spiegel, Glasmalereien, rotsamtene Fensterbänke und ein Blick direkt auf die Gärten des Palais Royal. Das Dinner war fabelhaft. Ich fragte mich unwillkürlich, ob die Rechnung wohl irgendwie meinem alten Herrn aufgebrummt werden würde – von dem, was das hier kostete, konnte ich bequem einen Monat leben –, doch das war egal, denn kaum saßen wir, da hatte George Graham auch schon zwei sehr trockene Martinis bestellt.

Ich war gerührt. Vor einem Jahr, in Philadelphia, hätte mich niemand auch nur in die Nähe eines Martinis gelassen, und das hatte nichts mit Prohibition zu tun.

George Graham ist der netteste Teilhaber bei Conyers & Dean, der Firma, die seit jeher die rechtlichen Angelegenheiten meiner Familie betreut hat. Er muß Anfang vierzig gewesen sein, erfolgreich, führend in seiner Firma, führend in seinem Beruf . . . und was war ich? Ein wieder auf die Beine kommender Invalid? Ein Student? Ein aufstrebender Maler? Oder ein Faulpelz, der die Trottoirs von Montparnasse der Wertpapierabteilung von Drexel & Co. vorzog?

»Cheers«, sagte George Graham und hob seinen Martini.

»Cheers«, sagte ich und hob meinen.

George Graham hatte freundliche blaue Augen. Er war derjenige, den sie

immer schickten, wenn sie nett sein wollten. Ich wußte sehr wohl, was er mir zu sagen hatte.

»Peter, der Krieg ist seit vier Jahren aus«, begann er.

»Für mich seit fünf, Mr. Graham. Im April 1917 haben sie mich per Schiff nach Hause verfrachtet.«

»Weiß ich, Peter. Und du warst in . . . naja, einem traurigen Zustand.«

»In einem traurigen Zustand? Ich lag in meiner Koje festgeschnallt! Die haben mich so mit Morphium vollgepumpt, daß ich von Brest bis Hoboken geschlafen habe. Wußte nicht, was für ein Tag war. Wußte nicht mal, was für ein *Monat* war!«

»Du hast dich blendend erholt, Junge!«

»Im Quäkerhospital habe ich die Azaleen gemalt.«

»Die Ärzte haben wundervolle Arbeit geleistet. Und du auch. Du hast dein Gleichgewicht zurückgewonnen.«

»Ja, ich kann ein Glas zum Mund führen, ohne es zu verschütten. Ich hab's so weit gebracht, daß ich zu Hause ein Dinner durchstehen kann, ohne zu heulen.«

»Peter, du sitzt hier, trinkst einen Martini und redest über diese schmerzliche Sache, ohne auch nur im mindesten die Kontrolle zu verlieren. Du hast dich restlos erholt. Alle Ärzte sagen das. Und deine Bilder . . . die Skizze, die du von Walter Smith gemacht hast, ist so gut, daß wir daran denken, ein richtiges Porträt in Auftrag zu geben, für das Büro –«

»– ich soll also nach Hause kommen und Wertpapiere verkaufen.«

»Überhaupt nicht!« Er stellte seinen Drink ab und beugte sich vor.

»Peter, deine Eltern möchten, daß du deine Ausbildung abschließt. Du hast das College im zweiten Jahr verlassen, stimmt doch? Du besitzt keinerlei Zeugnisse, um dir den Unterhalt zu verdienen. Wertpapiere verkaufen, das war nur so eine Gelegenheit, die einer der Patienten deines Vaters angeboten hat, aber das ist nicht . . . Du weißt doch, was dein Vater wirklich möchte.«

Ich weiß, was er wirklich möchte. Er ist der berühmteste Chirurg in Philadelphia, genau wie sein Vater und sein Großvater. In den Gängen der Universitätsklinik kann man ihre Porträts bewundern. Vielleicht

nicht die *besten* Chirurgen, aber garantiert die bekanntesten. Den Leuten ging es schon besser, wenn sie bloß ihre Namen erwähnten. Als ich aus Harvard ausschied, um dem American Field Service beizutreten, waren meine Eltern entzückt. Sanitätsautos, verwundete Soldaten, eindeutig ein Schritt in die richtige Richtung. Natürlich habe ich es nicht aus dem Geist heraus getan, verletzten Menschen zu helfen. Es war Massenpsychologie.

Es ist schwierig, die Stimmung jener Zeit zu rekonstruieren, aber sie überwältigte uns. Der deutsche Hunne vergewaltigte Belgien und strebte Paris zu. Babies wurden mit Bajonetten die Hände abgehackt; einige Amerikaner, die in Neuilly lebten, kauften Sanitätsautos und forderten amerikanische Fahrer an. Die Sache schlug ein, besonders in den Colleges. In Harvard fuhren sie mit einem Sanitätswagen mitten in die Memorial Hall rein, einige Burschen, die schon an der Marne gestanden hatten, schwangen Reden, die Band spielte »La Marseillaise«, das College erteilte uns die Erlaubnis, abzugehen, wir mußten unsere Uniformen und die Ausrüstung selbst kaufen, mein Vater verfaßte einen enthusiastischen Brief (mit einem beigefügten Scheck über tausend Dollar und dem erforderlichen Zertifikat über nichtdeutsche Abstammung!) und dann waren wir auch bereits alle auf der *Aquitania*, unterwegs nach Le Havre. Die Atmosphäre glich der eines Collegeausflugs, mit allem Drum und Dran, Schlafsäcken und nächtelangem Gesinge (»There's a Long Trail A-Winding, into the Land of My Dreams«) in dem verdunkelten Speisesaal der Ersten Klasse, und der einzige Hinweis auf die Zukunft fand sich in den müden Augen der Offiziere von der *Aquitania*, wie sie stumm unseren Possen zusahen.

»Ja, natürlich möchte dein Vater, daß du die medizinische Fakultät besuchst«, sagte George Graham. »Aber zuerst mußt du das College zu Ende bringen.«

»Ein vierundzwanzig Jahre alter Collegestudent im zweiten Jahr?«

»Aber sicher doch. Du wirst viel mehr davon haben, und die anderen werden sich dir unterordnen –«

Ich bezweifelte das. Ich bezweifelte es das ganze Dinner über, während wir über andere Dinge sprachen. George Graham fuhr mit dem Morgenzug nach Cherbourg, reiste nach Hause. Er war mehrere Wochen in Paris

gewesen, hatte den Fakten hinter einer Testamentsanfechtung nachge-spürt, die Conyers & Dean betreuten. Er erzählte mir davon: eine reiche alte Lady aus Philadelphia hatte einen jungen Franzosen als ihren Sohn adoptiert und ihm ein paar Millionen Dollars hinterlassen, als sie starb. Hatte er einen gesetzwidrigen Einfluß ausgeübt? Hatte sie gewußt, daß er eine Gefängnisstrafe wegen Unterschlagung verbüßt hatte? Machte das irgendeinen Unterschied? Durfte das irgendeinen Unterschied machen? Nicht für mich. Was mir etwas ausmachte, als George Graham versuchte, mich für die Fakten seines deprimierenden Falles zu interessieren, war, daß er es so schwierig fand, mir seine Botschaft zu überbringen, daß er damit bis zu seinem letzten Abend gewartet hatte.

Als der Kaffee kam, konnte er es nicht länger hinauszögern. Mein Vater wollte, daß ich nach Hause kam. Jetzt.

»Die Vereinbarung lautete, ein Jahr Paris, um zu malen, um dich völlig zu erholen, und um herauszufinden, was du wirklich mit dir anfangen willst. Das Jahr ist um, oder?«

»Er dreht mir also den Geldhahn zu?«

George Graham nickte. »Noch ein Scheck – ein sehr großzügiger, damit du dein Semester im Beaux Arts abschließen, die Miete begleichen und die Heimreise buchen kannst – aber dann ist Schluß, Peter. Du kannst nicht erwarten, daß sie dich hier unbegrenzt weiterfinanzieren.«

»Aber ich habe wirklich gearbeitet, ich könnte Ihnen zeigen, was ich gemalt habe –«

»Würde mich schon interessieren, was du gemacht hast, aber hast du irgendwas verkauft?«

»Ich habe Mr. Smith diese Skizze von Walter verkauft, und an Miss Boatwright ein kleines Porträt von Joanne . . . Sie lag gleichzeitig mit mir im Hospital.«

»Hast du hier drüben etwas verkauft?«

»Das ist verdammt schwierig, Mr. Graham. Ich kenne niemanden –«

»Natürlich ist das schwierig, das wissen wir alle, und deshalb mußt du zur Ruhe kommen und etwas lernen, von dem du leben kannst. Du bist vierundzwanzig Jahre alt, Peter, und du mußt einen Beruf erlernen.«

»Ist Malen kein Beruf?«

»Nicht, wenn für deine Bilder kein Markt da ist.«

»Mr. Graham, darf ich Sie etwas fragen: Teilen Sie ihre Meinung?«

Er schaute eine Weile aus dem Fenster, ehe er sich umwandte und antwortete.

»Der Quäkerglaube, Peter. Deine Leute glauben an ehrliche Arbeit. Vielleicht sogar noch mehr als die Presbyterianer. Bestimmt mehr als wir Episkopalen. Das weißt du.«

»Ein Quäker kann kein Künstler sein?«

»Das habe ich nicht gesagt. Aber ich bin nicht sicher, daß ein Quäker einen Künstler unbegrenzt unterstützen wird. Er würde von dem Künstler erwarten, daß er – wenn er gut genug ist – für seinen Unterhalt selbst aufkommt. Wenn wir an Mäzene der Kunst denken, an wen denken wir da? An byzantinische Kaiser? Medici-Päpste? An Henry Tudor und Charles Stuart? Wir denken da nicht so sehr an George Fox und William Penn, oder?«

Ich mußte lächeln. »Sie sind ein guter Anwalt, Mr. Graham. Aber weh tut es trotzdem.«

Nach dem Essen schlenderten wir durch den kühlen Aprilabend, geradewegs die Rue St.-Honoré hinunter zum Place Vendôme. George Graham wohnte im Ritz, wo er noch mit einem französischen Anwalt verabredet war, der ihm bei der Testamentsanfechtungssache half.

»Dieser Anwalt mußte ein paar deutsche Bankiers zum Essen ausführen, schon denkbar, daß sie noch mit ihm zusammen sind, aber er versprach, sie so bald wie möglich loszuwerden. Ich nehme nicht an, daß du Lust hast, ein paar deutschen Bankiers die Stadt zu zeigen, oder?« George Graham grinste.

Man darf nicht vergessen, man schrieb das Jahr 1922. Der Krieg lag knapp vier Jahre hinter uns. Die meisten Franzosen und viele Amerikaner haßten die Deutschen – alle Deutschen – mit einem leidenschaftlichen, persönlichen Haß.

Ich habe sie nie gehaßt. Ich haßte den Kaiser, ich haßte das wenige, was ich über Bismarck und den preußischen Militarismus gelesen hatte, und natürlich veranlaßte mich der Einmarsch in Belgien dazu, dem Field Service beizutreten, doch als ich nach Frankreich kam, merkte ich bald,